

Zeitschrift:	Schweizer Spiegel
Herausgeber:	Guggenbühl und Huber
Band:	16 (1940-1941)
Heft:	5
Artikel:	Unfruchtbare Kritik : eine Auseinandersetzung mit einem Defaitisten
Autor:	Guggenbühl, Adolf
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-1066943

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

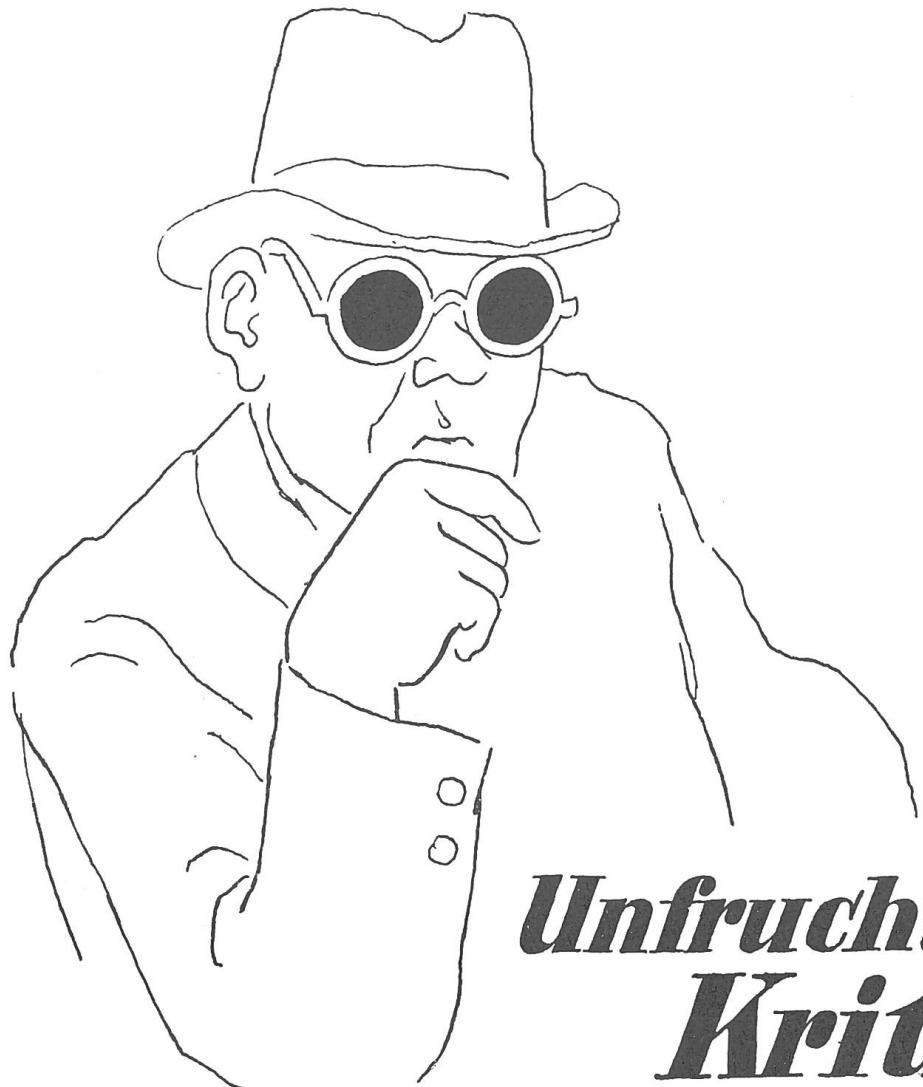
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Unfruchtbare Kritik

*Eine Auseinandersetzung mit einem
Defaitisten*

Von Adolf Guggenbühl

**Illustration von
H. Tomamichel**

« Und hier, meine Herren, haben wir ein Ekzem, wie wir es uns schöner gar nicht denken können », hört man gelegentlich einen Dozenten sagen. Einem Mediziner bereitet es eine Art Genugtuung, wenn er endlich einmal auf ein typisches Krankheitsbild stößt, « wie es

im Buche steht ». Aehnlich ist es mir mit einem Artikel «Eindrücke eines Auslandschweizers » gegangen, der in einer unserer Tageszeitungen erschien. Wir beggnen hier in Reinkultur einer Geisteshaltung, die man sonst nur verschwommen antrifft und der deshalb nicht so leicht zu Leibe gerückt werden kann.

Weil es sich um einen klassischen Fall handelt — aber nur deshalb — lohnt es sich, auf die Angelegenheit einzugehen.

Schon die ersten Eindrücke des Artikelschreibers sind durchaus negativ:

« Bald nachdem die Grenze überschritten ist, beginnen schon die Ueberraschungen. Soldaten poltern in den Speisewagen und geben

sich neben reichlichen kulinarischen Genüssen einer lärmenden, ausgelassenen Fröhlichkeit hin. Welcher Gegensatz zum kriegsführenden Nachbarland! Wohl, unsere Soldaten stehen monate- und monatelang an der Grenze in eintönigem, vielleicht abstumpfendem Wachdienst. Aber muss denn wirklich so getrunken und gepoltzt werden, wenn man guter Laune sein will? Seltsam! Im Nachbarland wird eben auch eingrückt zum Schiessen, vielleicht zum Sterben. Heisst denn Soldatenleben lustig sein? Gewiss, unsere Soldaten werden kämpfen, wenn das Vaterland angegriffen werden sollte. Aber sind sie sich dessen bewusst, was es heisst, dass unser Land bisher verschont geblieben ist? Quillt in ihnen nicht täglich aufs neue das Gefühl tiefster Dankbarkeit empor? Dann müssten die Folgen solcher Erkenntnis besser in Erscheinung treten: mehr Haltung und mehr Würde! Ueberall begegnen wir dem sympathischen Bild unseres Generals. Möge er seine grosse Volkstümlichkeit durch grosse Strenge noch vermehren!

Zürich, nachmittags. Der vertraute Bahnhof. Aber siehe da, die Gastwirtschaften haben sich neuerdings vermehrt, zum dritten Mal in kurzen Jahren. Nun dienen fast die ganzen Flügel des alten Kopfgebäudes der Befriedigung des Magens. Ist der Magen so wichtig? Unser Auslandschweizer wandert in die Stadt und besichtigt Cafés und Teestuben. Dasselbe Bild wie im Bahnhof: alle Tische sind besetzt. Wie viele Frauen dasitzen und sich gütlich tun! Stadt und Kanton Zürich müssen sehr wohlhabend sein, Läden und Wirtschaften wimmeln von kaufenden und kauenden Menschen. Unser Landsmann hat den Eindruck, dass man daheim gut, allzu gut lebt. Er schämt sich fast im Gedanken daran, was er anderwärts sieht. »

Was uns unser Schwarzseher in erster Linie vorwirft, ist nicht mehr und nicht weniger als unsern Wohlstand, « dass man daheim gut, allzu gut lebt ».

Ja, zum Teufel, ist denn das eine Schande? Schliesslich haben wir unsren Reichtum ja nicht gestohlen, sondern erarbeitet. Haben wir uns etwa auf Kosten anderer Nationen bereichert, zum Beispiel dadurch, dass wir Treu und Glauben verletzten und unsere Schulden nicht bezahlten? Keineswegs, waren doch die Schweiz und, wenn ich nicht irre, Finnland die einzigen Länder, welche ihre

ausländischen Goldanleihen auch nach der Abwertung des amerikanischen Dollars in Gold zurückzahlten, die also entgegen der allgemeinen internationalen Praxis unterschriebene Verträge nicht als einen Fetzen Papier betrachteten. Wir sind um Hunderte und Hunderte von Millionen Franken betrogen worden. An uns aber hat kein anderes Volk einen roten Rappen verloren.

Haben wir etwa hilflose Farbige ausgenutzt oder durch militärische Beutezüge unsren Nationalreichtum unrechtmässig vergrössert? Sicher nicht. Wenn irgendein Land auf ehrliche Weise zu Wohlstand gekommen ist, dann die Schweiz. Haben wir deshalb nicht das Recht, uns über unsere gute wirtschaftliche Lage zu freuen, auch heute noch?

Unser Auslandschweizer beklagt sich darüber, dass er in allen Gaststätten, die er aufsuchte, kauende Menschen antrifft. Verschlingt denn unser Freund seine Speisen ohne sie zu kauen? Das Kauen kann man doch wahrhaftig niemandem zum Vorwurf machen. Der verstorbene Bircher-Benner wehklagte bekanntlich immer darüber, dass die Nahrung bei uns viel zu wenig gekaut werde.

Dass aber eine Welle von Freßsucht über unser Land gegangen sei, die zu einer phantastischen Vergrösserung der Gastwirtschaften führte, das ist einfach nicht wahr. Lesen Sie einmal die «Wirtzeitung»! Dort wird klipp und klar nachgewiesen, dass der Umsatz nicht nur der Hotels, sondern auch der Gastwirtschaften allgemein stark zurückgegangen ist.

Die meisten Länder der Welt hatten sich vor einigen Jahren darüber zu entscheiden, ob sie bereit seien, ihre Lebenshaltung zugunsten des Ausbaues der Landesverteidigung etwas herabzusetzen. Das Schweizervolk hat in seinem Entschluss keinen Augenblick geschwankt. Kein Land der Welt hat im

Verhältnis zur Bevölkerung kurz vor Kriegsbeginn grössere Opfer für das Wehrwesen gebracht als die Schweiz. Diese Opfer haben sich, es ist wahr, gelohnt. *Weil* wir diese Opfer brachten, sind wir bis jetzt vom Kriege verschont geblieben und haben nun eine höhere Lebenshaltung als zum Beispiel gegenwärtig Dänemark oder Holland. Müssen wir uns dessen schämen? Im Gegenteil, wir sollen uns darüber freuen.

Die Ansicht, die Höhe der Kultur eines Volkes sei identisch mit der Höhe seiner Lebenshaltung, ist sicher sehr fragwürdig. Aber ebenso falsch wäre es, das Gegenteil zu behaupten, nämlich, dass niedrigere Lebenshaltung ein Ausdruck höherer Kultur sei.

Der Wohlstand eines Volkes äussert sich ja nicht nur so, dass dadurch einzelne Schlemmer in die Lage versetzt werden, sich Diners mit drei und vier Gängen zu leisten. Grösserer Wohlstand heisst auch, dass es weniger Elendsviertel, weniger hungernde Greise, weniger unterernährte Kinder, weniger überarbeitete Frauen, weniger Schmutz, weniger Krankheit gibt als anderswo.

Ich habe kürzlich in einer schweizerischen Zeitung gelesen, der «grassierende Wohnungsluxus» müsse bei uns verschwinden, als ob es sich beim Wohnkomfort um eine gefährliche Seuche handelte! Wenn es nötig ist, werden wir ohne weiteres auf Zentralheizung, Boiler, Kachelbad verzichten, aber wir wollen uns doch nicht einreden lassen, russende Oefen, eiskalte, unhygienische Aborte und Zimmer in feuchten Kellern, in die jahraus, jahrein kein Sonnenstrahl kommt, seien an sich erstrebenswert. Man darf das Kind nicht mit dem Bad und das Bad nicht mit den Plättli ausschütten.

Dass es uns so gut geht, ist natürlich nicht nur unser Verdienst. Wir haben Glück gehabt. Aber Glück ist

keine Schande, so wenig Unglück eine Schande ist.

Dass unsere Soldaten, wenn sie nach monatelangem Dienste nach Hause oder in Urlaub fahren, im Speisewagen essen (genau wie es offenbar unser Auslandschweizer getan hat), darin können wir beim besten Willen nichts Böses sehen. Und mit dem Schlemmen wird es sicher nicht so weit her gewesen sein. Die Menus unserer Speisewagen entsprechen denjenigen eines bürgerlichen Restaurants. Wer wirklich ein sybaritisches Mahl geniessen will, besucht bestimmt nicht zu diesem Zwecke das Wagon-Restaurant, um dort das obligate Filet de boeuf mit Büchsen-erbsli zu sich zu nehmen.

Sicher, der Takt erfordert, dass in einer Zeit, wo Europa so schwer leidet, manche demonstrative Äusserung der Fröhlichkeit zurückgebunden wird, ob-schon ja gerade die Leute in den krieg-führenden Ländern stolz darauf sind, dass sie weiter tanzen und festen. Aber niemals kann es sich für uns darum handeln, uns in Sack und Asche zu stecken und zu jammern. Wenn im Landesinteresse Einschränkungen nötig sind, sollen sie die Behörden anordnen, und wir werden sie ertragen. Im übrigen aber erfordert unsere geistige und wirtschaftliche Landesverteidigung, dass das normale Leben mög-lichst seinen Gang geht. Wenn die tee-trinkenden Frauen verschwinden, gibt es Not im Gastgewerbe, wenn die kaufen-den Frauen verschwinden, Not in den Läden, Arbeitslosigkeit in den Fabriken.

«Macht Ferien, schafft Arbeit!» hat die letztjährige Devise der Schweizeri-schen Verkehrszentrale gelautet. Dann darf man aber nicht gleichzeitig die Leute, welche diesen Wahlspruch befol-gen, mit Vorwürfen überschütten.

Der Einsender kommt dann auf unsere Volkswirtschaft im allgemeinen zu sprechen.

«Dort sieht unser Auslandschweizer eine

unheilvolle Stagnation, ein Ausruhen auf alten Lorbeeren, den Mangel an rechtzeitiger initiativer Tätigkeit. »

Er beklagt sich darüber, dass die Wirtschaft nicht durch grosszügige wissenschaftliche Forschungen vorgetrieben worden sei.

« Auf dem Gebiet neuerer technischer Entwicklungen überholten uns andere Völker im Laufe der letzten Dezennien. Dabei wanderten Hunderte von Millionen schweizerischen Kapitals ins Ausland, weil im Inland sich keine nutzbringende Anlagemöglichkeit fand. »

Liegt hier nicht ein Widerspruch vor ? Man beklagt sich, unsere Volkswirtschaft ruhe auf alten Lorbeeren aus, im gleichen Atemzug aber jammert man über unsere zu hohe Lebenshaltung. Bis jetzt haben es also die scheinbar so untüchtigen Leiter unserer Wirtschaft offenbar verstanden, diese ganz ordentlich im Gang zu halten, denn sonst könnte es uns ja nicht so gut gehen.

Man liest gelegentlich in ausländischen Zeitungen, die kleinen Länder hätten deshalb keine Daseinsberechtigung mehr, weil sie nicht in der Lage gewesen seien, sich den Erfordernissen der modernen Wirtschaft anzupassen. In Wirklichkeit waren aber gerade die Volkswirtschaften der kleinen Länder in Europa unverhältnismässig prosperierender als jene der grossen. Dass sich die schweizerische Industrie nur durch grosszügige wissenschaftliche Forschung halten kann, ist ein Gemeinplatz. Ist diese Forschung etwa bei unserer chemischen Industrie oder bei der elektrotechnischen Industrie, um nur zwei zu nennen, nicht vorhanden?

Nun kommt die Politik an die Reihe, in erster Linie wird die Verwerfung des Vorunterrichtsgesetzes unter die Lupe genommen.

Dabei gibt es unserm Freunde « besonders zu denken, dass so viele Bürger anscheinend zu gleichgültig sind, um ihre Stimme überhaupt abzugeben. Dieselben Bürger, die sich vor jeder Diktatur bekreuzigen. Der Bürger hat doch schliesslich nicht nur Rechte, sondern auch Pflichten. »

Er findet auch den Entscheid selbst bedenklich.

« Hier stimmt etwas nicht, denn in Bern sitzen gesetzgebende und ausübende Behörden, die der Bürger selbst gewählt hat. Er desavouiert also letzten Endes sich selbst. Entweder hat er die richtigen Leute in die Räte gewählt, und dann sollte er diesen nicht grundsätzlich Misstrauen entgegenbringen; oder er hat seine Behörden leichtsinnig gewählt und kann ihnen daher nicht voll und ganz vertrauen. Und nun erinnert sich unser Auslandschweizer an die Zeit vor dreissig Jahren, da er noch in der Heimat weilte, wie einst ein ihm bekannter, ganz minderwertiger Mann, durch einer Partei Gnade in den Nationalrat gewählt worden war und wie sein Respekt vor dem „Nationalrat“ fortan auf Null sank. »

Er vermutet, unser politisches System verhindere hervorragende Köpfe, öffentliche Ämter anzunehmen, denn:

« Nehmen sie (die hervorragenden Köpfe) ein öffentliches Amt an, so giesst die gegnerische Presse ungestraft eine Flut von Schmähungen über sie aus. »

Auch mit den Wahlen in den Bundesrat ist unser Kritiker natürlich nicht zufrieden.

«Kann sich denn unser Volk nicht einmal in schwierigsten Zeiten aufraffen, aufschwingen?»

Wegen der politischen Angriffe lohnt es sich nicht, ausführlich zu werden. Unser Auslandschweizer hat deshalb den Glauben an unser Parlament verloren, weil in seiner Jugend ein seiner Ansicht nach unfähiger Mann zum Nationalrat gewählt wurde. Er gehört also zu jener Sorte Leute, welche Antimilitaristen wurden, weil sie in der Rekrutenschule ein Korporal schikanierte oder zu jenen, die merkten, dass das ganze Christentum auf Schwindel beruht, weil sie einmal erlebten, wie ein hervorragendes Mitglied der Kirchenpflege eine Wohltätigkeitskasse durch Unterschlagungen schädigte. Dass unser Auslandschweizer öffentlich bekannt gibt, sein Respekt vor dem Nationalrat stehe auf Null, hindert ihn nicht, dagegen Stellung zu nehmen, dass es bei uns möglich sei, ungestraft Inhaber von öffentlichen Ämtern zu beschimpfen. Das erinnert uns an jenen Detaillisten, der einmal an einem Bankett neben mir sass und zwischen Käse und Früchten ener-

gisch für die Einführung eines autoritären Regimes in der Schweiz eintrat, um dann im gleichen Atemzug zu rufen: « Wenn nun in nächster Zeit für unsere Branche die Bedürfnisklausel nicht eingeführt wird, dann gibt es einen Marsch nach Bern, und dann werden unsere Herren im Bundesrat etwas erleben! »

Die Wahlen in den Bundesrat sind unserm Mann beschämend vorgekommen. Er kritisiert, dass sich unser Volk nicht einmal in schwierigsten Zeiten aufraffen und aufschwingen könnte. Dass es sich gerade durch seine leidenschaftliche Teilnahme bei dieser Gelegenheit in hervorragender Weise aufschwang, hat er gar nicht bemerkt.

Und dass die Stimmabstimmung beim Vorunterricht deshalb so schwach war, weil ein grosser Teil des Schweizervolkes nicht « Nein » stimmen wollte und nicht « Ja » stimmen konnte, ist ihm nicht in den Sinn gekommen.

In einem hat unser Auslandschweizer recht: bei der Erneuerung kommt es vor allem auf den Geist an. Aber eben die Geisteshaltung des Kritikers ist es, die vor allem zu beanstanden ist.

Wer am Neuaufbau mithelfen will, für den ist Grundvoraussetzung, dass er sich nicht ausserhalb, sondern innerhalb der Volksgemeinschaft stellt. Alles andere wirkt destruktiv.

Wir kennen diese Leute: Man unternimmt zu fünft eine Bergtour, man kommt an eine Kreuzung und weiss nicht, soll man den linken oder den rechten Pfad einschlagen. Schliesslich wird man räätig, nach links zu gehen. Nach zweistündigem Marschieren merkt man, dass man sich geirrt hat. Und nun kommt wahrhaftig einer der Teilnehmer und sagt: « Das ist jetzt zu ärgerlich, jetzt seid *ihr* natürlich den falschen Weg gegangen! »

Ein ähnliches unsoziales Verhalten kommt schon bei Kindern vor. Man macht ein Spiel, man ist sich nicht einig über die Spielregel, und deshalb gibt es Streit. Und plötzlich stellt sich einer der

Knaben auf die Seite und droht: « Wenn ihr nicht vernünftig spielen könnt, gehe ich nach Hause! » Den andern bleibt die kalte Wut.

Was man aber allen diesen Kritikern, wie sie in unserm Auslandschweizer in so typischer Weise verkörpert sind, wohl am meisten zum Vorwurf machen muss, ist der Maßstab, mit dem sie die Wirklichkeit messen. Es ist diesen Leuten deshalb so schwer beizukommen, weil ihre Kritik, von höchster Warte aus gesehen, scheinbar durchaus berechtigt ist. Aber der Maßstab ist falsch.

Deshalb wirken diese Ermahnungen, so sehr sie scheinbar « höchster Sorge um die Menschheit im allgemeinen und um das Vaterland im besondern» entsprechen, durchaus defaitistisch.

Alles Menschenwerk ist unvollkommen. Wer das Bestehende vom Standpunkt des absoluten Ideals aus kritisiert, ohne gleichzeitig konkret zu sagen, wie man es besser machen kann, wirkt immer destruktiv.

Besonders verheerend ist es, wenn allgemein menschliche Fehler als nationale Untugenden angeprangert werden. Selbstverständlich ist unser Volk materialistisch, aber das ist jedes Volk. Selbstverständlich sind unsere politischen Einrichtungen unbefriedigend, aber das sind alle politischen Einrichtungen. Selbstverständlich sollte unsere Wirtschaft besser sein, aber das sollte jede Wirtschaft.

Es gibt gewisse Kritiker, die haben die Gewohnheit, jede Untugend als « typisch schweizerisch» zu bezeichnen. Wenn ihnen ein Kondukteur grob kommt, wenn ihnen das Beefsteak in einem kalten Teller serviert wird, wenn sie von einer Behörde ein falsches Formular zugeschickt bekommen, sofort heisst es: «Das ist wieder einmal typisch schweizerisch! » Nein, das ist nicht typisch schweizerisch, das ist typisch menschlich!

Ein Volk, das glaubt, es sei mehr wert als andere Völker, ist verblendet. Ein Volk aber, das sich selbst herabsetzt und sich einreden lässt, es sei minderwertig, ist verächtlich.